

Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



Offizierstöchter.

Roman von Paul Grabetn.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Joachim von Henning wollte von neuem losbrechen. Aber vor dem ruhigen und doch so eindringlichen Blick der Tochter verstummte er. Als ob sie wüßte, daß er und die Mutter damals, als sie sich gefunden hatten — — Freilich, aber das war doch etwas anderes gewesen. Er räusperte sich plötzlich geräuschvoll, drohend, doch er schwieg.

Da trat sie bittend auf ihn zu.

„Lieber, guter Vater!“

Der kindliche Ton gab ihm wieder die Sicherheit. Doch er sprach nun gemäßigter:

„Gerda — sei doch vernünftig! Komm her, wir wollen ganz ruhig über die Sache reden.“

Er ließ sich im Armfessel vor dem Schreibtisch nieder und zog sie zu sich heran. Er faßte die vor ihm Stehende bei den Armen und redete so zärtlich auf sie ein.

„Sieh mal, ich will ja gar nichts sagen gegen die Person dieses Herrn Kehler. Ich kenne ihn zwar so gut wie nicht, aber ich will's gern glauben, daß er ein anständiger Kerl ist.“

„Er ist sogar eine wahrhaft vornehme Natur, Vater.“

„Gut, gut — alles zugegeben. Aber das ändert doch nichts an der Hauptsache. Er ist und bleibt doch einmal ein Schauspieler.“

„Ja, ist denn das etwa eine Schande?“

„Natürlich nicht, aber versteh' mich doch, Kind. Das weißt du ja ebenso gut wie ich: Als aktiver Offizier —“

„Gewiß, Vater. Daß man als Militär selbst nicht eine Dame zur Frau haben kann, die allabendlich auf der Bühne steht, das begreift sich ja von selbst. Aber warum eine Offizierstochter nicht einen Bühnenkünstler von erstem Namen heiraten soll — das versteh' ich allerdings nicht.“

„Gerda, Gerda, du willst nur nicht! Du wirst mir doch zugeben müssen: eine Schauspielerfrau kommt in ein Militär, in Kreise, die nun einmal nicht zu uns passen.“

„Wenn ich dann nicht mehr passe, der braucht mich ja nicht mehr zu kennen. Ich lege keinen Wert auf solche Leute.“

„Und wir?“

Es suchte in ihren Lippen, wie zu einer herben Antwort. Aber dann sagte sie doch weicher:

„Ihr werdet mich ja eben verstehen, Vater.“

Joachim schüttelte den Kopf. War ihr denn gar nicht beigefallen? Und sehr ernst sprach er nun weiter:

„Mein liebes Kind, es ist ein altes, aber bitter wahres Wort: Niemand soll aus seinem Stande heraus. Es bringt kein Glück. Es ist doch schließlich kein Zufall, wo uns das Leben einmal hingestellt hat. Da sind auch unsere Wurzeln, unser Nährboden, unsere ganzen Lebensbedingungen. Und wer das alles aufgibt, der findet nirgends mehr festen Stand — der verflümmert, geht zugrunde!“

Die Worte riefen ein Echo in Gerdas Brust wach. Wieder jenes dunkle Ahnen voll leisem Bangen. Vor irgend etwas Ungewissem. Doch auch jetzt wieder kämpfte sie es nieder, richtete sie sich schnell an ihrem Widerspruch auf.

„Und doch hast du Astrid nichts in den Weg gelegt, Papa. Klaus gehört doch ebensowenig in unsere Klasse, als Kaufmann.“

„Ich habe auch damals schon ernste Bedenken gehabt. Aber im übrigen: die Sache liegt denn da doch ganz anders. Klaus steht doch erstens mal in einem Reserveverhältnis zu unserem Regiment, und überhaupt — als Großkaufmann gehört er doch immerhin zu unserer gesellschaftlichen Sphäre.“

Gerda machte eine Bewegung voll Ungebuld, als wollte sie sich den Händen des Vaters entziehen, die sie noch immer hielten.

„Aber das ist doch schrecklich, zu töricht — geradezu chineesisch, dieser Kasengeist! Wir leben doch nicht mehr im Mittelalter. Jeder aufgeklärte, wahrhaft gebildete Mensch fragt doch nicht mehr darnach: Was ist einer? sondern: Wie ist er?“

„Liebes Kind, du erfahst noch immer nicht den Kern der Sache. Ich sehe das Unglück und darum das Unmögliche ja gar nicht so sehr im Urteil der anderen, wie in der Sache selbst. Wie aufgeklärt du dir auch vorkommen magst, auch in dir selber lebt, ohne daß du dir dessen bewußt bist, der Geist deines Standes. Er schlummert jetzt vielleicht und spricht nicht zu dir im Augenblick, weil dein Wünschen lauter ist. Aber er meldet sich einmal wieder. Dessen sei gewiß. Gerade bei dir, die du doch mein Kind bist.“

Und er blickte jetzt, mit tiefer Bärtlichkeit in dem dunkelbärtigen Mannesantlitz, auf das Mädchen mit ihren stolzen, schönen Zügen. Der Druck seiner Hände war jetzt kloßlosend.

Gerda fühlte es und in ihren Augen stand da wieder das weiche Bitten.

„Du magst ja recht haben, Väterchen! Bei jedem anderen, aber doch nicht bei ihm. Verne ihn doch nur erst kennen, und du selber wirst mir zugeben: er ist nicht wie die anderen. Er macht eine Ausnahme. Mit ihm werd' ich sicherlich nicht unglücklich. Glaub' mir's doch nur!“

Da bewölkte sich die Stirn des Oberstleutnants. Sein Ton ward wieder streng.

„Wenn du dich denn mit aller Gewalt nicht überzeugen lassen willst, so müssen andere für dich sorgen. Also — schlag dir diese Idee aus dem Kopf. Es ist nicht daran zu denken.“

Er löste seine Hände von ihren Armen und stand auf. Mit einer kurzen Bewegung.

Gerda blieb eine Weile, ohne sich zu rühren, auf dem Fleck, wo sie stand. Auch in ihren Mienen war keine Bewegung. Nur zwischen den feinen Brauen stand eine feste, gerade Linie. Ganz klein, aber sie gab dem schönen Antlitz einen Ausdruck harter Entschlossenheit. Und nun warf sie plötzlich den Kopf zurück.

„Vater!“

„Was gibt's noch?“

Der Oberstleutnant rief es barsch, ohne sich nachjährl um-zusehen. Er war dabei, sich am Rauchtisch die erloschene Zigarre wieder in Brand zu setzen.

„Vater — es fällt mir schwer, es auszusprechen — aber auch ich muß offen sein. Also — wenn ihr mir eure Einwilligung wirklich nicht geben wollt, dann —“

„Dann?“

Joachim von Henning fuhr herum. Die Hand, die noch das silberne Taschenfeuerzeug hielt, zitterte.

„Dann — ich kann mir nicht helfen — heirat' ich Heinz auch so.“

Ein schmetterndes Krachen — das Feuerzeug war auf die Metallscheibe des Rauchtisches geslogen.

„Du!“

Und der riesige Mann stand vor ihr. Schrecklich anzusehen. Die Stirnadern aufgeschwollen zum Zerspringen. Ein Glühen in den Augen, als wollte seine Hand die zerschmettern, die da wagte, sich gegen ihn aufzulehnen. Offene Gehorsamsverweigerung — er kannte ja als alter Soldat nichts Schlimmeres.

So stand er vor ihr, ein paar furchtbare Augenblicke lang, dann aber griff er sich plötzlich in den Uniformkragen, riß daran, als müsse er ersticken, und ließ sich schwer auf den Armstuhl nieder. Den Kopf zurückgelehnt, die Augen geschlossen, mit den Händen den Lehnenknäuel umklam-mend, saß er so eine Weile schwer und mühsam atmend.

In tödlichem Erschrecken blickte Gerda auf den Zu-sammengesunkenen. Worte der Angst, der Zärtlichkeit schwebten ihr auf den Lippen, aber sie brachte sie nicht hervor —; aus Furcht, jedes Zeichen von ihr würde ihn nur noch mehr aufregen. So stand sie vorüber geneigt, mit bis in den Hals hinaufschlagendem Puls, ganz trocken in der Kehle, und starrte nur nach seinem Antlitz. Als müsse sich da jeden Augenblick etwas Schrecklicheres noch begeben.

Aber es geschah nicht — Gott sei Dank! Die Züge des Vaters wurden ruhiger, bekamen jetzt etwas Schlaffes, und nun schlug er wieder die Augen empor. Langsam richtete er sich in seinem Sessel auf.

Da war sie bei ihm, umschlang seinen Hals mit zittern-den Armen.

„Lieber, lieber Vater! werd' doch nur wieder ruhig. Bergiß meine Worte. Wenn du bei deiner Weigerung beharrst, so werde ich mich fügen. Dann muß ich eben ent-sagen.“

Und sie schmiegte ihre weiche Wange an sein bärtiges Antlitz.

Joachim von Henning, nun wieder ganz seiner Nerven Herr, fühlte das schmerzhafteste Zucken ihrer Brust an der seinen. Da legte er sanft seinen Arm um ihren Leib.

Eine Weile hielt er sie so an sich. Dann strich er mit der andern Hand sachte über ihr Haar. Ganz wie er es früher so oft getan, wenn sie ihm als Kind auf dem Schoß ge-sessen. Und jene Zeiten standen wieder lebendig vor ihm. Mit all dem Glück, das ihm ihre kindliche Zutraulichkeit und Zärtlichkeit gebracht. Da wurde es ihm seltsam weich ums Herz.

„Hast du ihn denn so lieb?“

Ihr Kopf grub sich mit einer impulsiven Bewegung nur noch tiefer ein an seiner Wange.

Der Oberstleutnant fragte nichts weiter, aber er atmete schwer. Und dann hörte er Gerda leise, traurig sagen:

„Du hast doch den Schwestern ihren Herzenswunsch erfüllt, lieber Vater. Warum verweigerst du ihn mir? Soll ich allein unglücklich werden?“

Die Worte packten ihn. Er bog ihren Kopf zurück und sah ihr tief in die dunklen, feuchtschimmernden Augen. Dann stüßerte er plötzlich, mit einem weichen Ton, wie sie ihn an dem großen Manne noch nie gehört hatte:

„Mädel — mein Mädel! Ich hatte es mir ja einmal anders mit dir gedacht. Gerade mit dir! Aber, wenn es denn nun nicht anders sein soll —“

„Vater — wirklich?“

Er nickte nur und sagte dann weiter:

„Mit der Mutter hast du wohl schon gesprochen?“

„Ja. Wenn du deine Einwilligung gibst, so hat sie wohl auch nichts dagegen.“

„Nun —“ ein Räuspern, und dann richtete sich Joachim von Henning straff auf. „So schid' mir den Mann, den du liebst.“

Heinz Kessler kam vor dem Oberstleutnant.

„Herr von Henning — Ihr Fräulein Tochter hat mir die freudige Mitteilung gemacht, daß Sie mir erlauben wollten —“

Joachim von Henning hob die Hand. Sein Auge um-faßte den Mann da vor ihm scharf und fest, als könne er sich so die Gewißheit verschaffen, die er so gern gehabt hätte.

„Ja — ich habe Sie herbitten lassen, Herr Kessler, obwohl ich es für richtiger gehalten hätte, auch das sagte ich meiner Tochter und möchte es Ihnen gleichfalls nicht verhehlen, daß Sie diesen Weg zu mir — vorher gemacht hätten.“

Kesslers Brauen zuckten empor.

„Herr Oberstleutnant —“

Einen Moment sahen sich die beiden Männer Auge in Auge, beide ein erregtes Leuchten im Blick. Dann aber entspannten sich die Züge des Älteren.

„Aber wir wollen das nun auf sich beruhen lassen. Bitte, nehmen Sie Platz, und legen Sie doch ab.“

Und der Oberstleutnant griff nach dem Hute des Be-suchers.

„So — nun lassen Sie uns die Angelegenheit kurz und bündig erledigen. Ich bin kein Freund von großen Worten. Daß mein Mädel Sie lieb hat und Sie mein Mädel, das weiß ich — nun sagen Sie mir, was Sie mir sonst noch mitzutheilen hätten.“

Heinz Kessler verneigte sich. Höflich auch jetzt noch. Der Empfang eben hatte sein Selbstgefühl stark getroffen. Er war nicht gewöhnt, daß man in dem Ton mit ihm sprach — ihm gar Reklamation erteilte. Und wäre eben nicht die Rücksicht auf Gerda gewesen, er hätte schneidend er-widert: Andererseits — es war etwas in dem Wesen des Oberstleutnants, wie er sich jetzt gab, dem auch er sich nicht ganz entziehen konnte. Und so schwand denn auch nach und nach seine anfängliche Kühle. Er gab sich ungezwun-gen, natürlicher, wie er jetzt von sich und seinem Berufe sprach und schließlich auch seine wirtschaftlichen Verhältnisse klarlegte.

Joachim von Henning hatte ihn aufmerksam angehört, nun erwiderte er:

„Ich danke Ihnen für Ihre Offenheit, Herr Kessler. Sie erwähnten da eben auch, daß Sie früher selber Militär waren. Das freut mich besonders zu hören. Sie waren gern Soldat, da haben Sie gewiß sehr bedauert, daß Sie der Unfall zwang, den bunten Rock so bald wieder auszu-ziehen?“

„Gewiß — allerdings. Es tat mir recht leid.“

Heinz Kessler sagte es, aber es traf nicht so ganz zu. Seine anfängliche Begeisterung für den bunten Rock, im Grunde mehr jugendliche Eitelkeit, hatte sich bald gelegt, als er den Dienst kennen lernte. Der eiserne Zwang, der jede Individualität unterdrückte, war ihm lästig geworden. Sich von jedem Vorgesetzten anpeifen zu lassen und nur schweigend die Hand an den Helm zu legen — es war ver-wünscht wenig nach seinem Geschmack gewesen. Sein leiden-schaftliches Temperament hätte oft heiß rebelliert dagegen. Und hätte ihm eben nicht damals glücklicherweise der Schul-drill noch so tief in den Knochen gesteckt, wer weiß, ob nicht —!

So war ihm denn eigentlich der Meitunfall damals gar nicht so unerwünscht gekommen, das entthob ihn aller Konflikte, gab seinem Leben ohne sein Zutun eine ganz andere Wendung. Aber das brauchte er doch dem Oberst-leutnant wohl nicht alles auseinanderzusetzen. Und so ließ er ihn denn bei seinem Glauben.

Joachim von Henning sah jetzt sein Gegenüber noch einmal an, mit einem letzten, heimlichen Prüfen. Sein ganzes Aeußere und was er da soeben gehört, das machte ja alles keinen schlechten Eindruck — und so erhob er sich denn.

„Mein lieber Herr Kessler —“ Der Oberstleutnant streckte dem Bewerber, der mit ihm aufgestanden war, nun mit einem ehrlichen, offenen Blick die Rechte entgegen — „ich mache kein Hehl daraus, mein Entschluß fällt mir nicht leicht. Aber wie die Dinge einmal stehen — ich habe das

Vertrauen, daß Sie es gut mit meinem Kinde meinen. Hier — so nehmen Sie denn meine Zustimmung!"

Und er tauschte mit dem jungen Mann einen festen Händedruck.

„Ich danke Ihnen, Herr von Heuning. Sie sollen es nie bereuen, daß Sie mir Ihr Vertrauen geschenkt haben.“

Es kam etwas konventionell heraus. Was sich bei Heinz Keffler vorhin an wärmeren Empfindungen für Gerdas Vater hatte einstellen wollen, das war nun wieder zurückgedrängt.

(Fortsetzung folgt.)

Das Recht am eignen Bilde.

Juristische Blanderei von E. Goldfreund, Leipzig.

Schauplatz: Ein vornehmes photographisches Atelier.

Ein vornehmer Herr betritt das Atelier.

Die Empfangsdame: „Der Herr wünschen?“

Der Herr: „Ein Dugend Kabinetbilder.“

Die Empfangsdame: „Darf ich um Ihren Namen bitten?“

Der Herr: „Regierungspräsident v. K.“

Die Empfangsdame: „Ich bitte, Platz zu nehmen, die Aufnahmen werden sofort gemacht.“

Der Regierungspräsident ist nach einigen Monaten zum Oberpräsidenten ernannt worden und erhält beim Antritt des neuen Postens folgenden Brief:

Hr. Excellenz!

Dem „Reichsanzeiger“ entnehmen wir, daß Hr. Excellenz zum Oberpräsidenten der Provinz Pommern ernannt worden sind, aus welchem Anlaß wir uns gestatten, Hr. Excellenz um die Uebersendung eines Bildes und gleichzeitig um die Erlaubnis zur Veröffentlichung in unserer illustrierten Zeitschrift zu bitten.

Wir sprechen Hr. Excellenz im voraus unseren besten Dank aus und zeichnen

Mit vorzüglicher Hochachtung

Der Verlag der illustrierten Zeitschrift

„Der Halbmond“.

Der Herr Oberpräsident sendet auf die Bitte der Zeitschrift sofort das erbetene Bild ein, das gerade kurz vor Redaktionsschluss für die nächste Nummer eintrifft, aber noch in dieser erscheint.

Der Herr Oberpräsident hatte natürlich die ganze Angelegenheit längst vergessen, als er nach mehreren Tagen recht unanständig noch einmal durch einen Brief des photographischen Ateliers, bei dem er als Regierungspräsident zurzeit die Bilder hatte machen lassen an sie erinnert ward. Der Inhaber des Ateliers hatte sich bereits an den Verlag der Zeitschrift gewendet und dort sein Urheberrecht an der Photographie geltend gemacht, war aber von diesem an den Oberpräsidenten verwiesen worden, da der Verlag geltend machte, von diesem die Erlaubnis zur Veröffentlichung des Bildes erhalten zu haben. Der Photograph setzte dem Herrn Oberpräsidenten auseinander, daß er keine Berechtigung habe, das von ihm hergestellte Bild ohne seine (des Photographen) Erlaubnis an die Zeitschrift zu geben. Der Herr Oberpräsident hätte sich dadurch einer Verletzung des Urheberrechts schuldig gemacht, worauf er ihn zur Vermeidung künftiger Fälle aufmerksam machen wollte, er müsse ihn aber schon heute darauf hinweisen, daß er im Schadensfalle verantwortlich gemacht werden würde.

Der Herr Oberpräsident sah in seinem Sessel und karrete wie acitesabwesend vor sich hin. Schließlich hörte man ihn mit lautem Gevölter die Worte hervorstößen:

„Ja, was ist denn das, ich habe doch dem Manne die Bilder bezahlt, und kann mit meinem Eigentum doch machen was ich will? Das wäre doch noch schöner!“ Mit diesen Worten griff er zur Feder und wollte dem Photographen einen geharnischten Brief schreiben. Da kam ihm ein neuer Gedanke.

Ein Druck auf einen Knopf zitierte mit lautem Klingelzeichen den Sekretär herbei.

„Exzellenz wünschen?“

„Fragen Sie sofort telephonisch den Rechtsanwalt N an, ob ich ihn gleich einmal sprechen kann.“

„Jawohl, Excellenz.“

Nach einigen Minuten erscheint der Sekretär wieder.

„Herr Rechtsanwalt lassen Excellenz bitten.“

Im Bureau des Rechtsanwalts. Der Oberpräsident und der Rechtsanwalt sind alte Studienactossen.

„Höre mal, mein Vieber, wir ist da eine ganz eigene Geschichte passiert, derentwegen ich mir bei dir Rat holen will.“ Und nun erzählte er dem alten Freunde seine Leidensgeschichte mit dem Bilde. „Wir scheint, der Mann muß doch vollends verrückt sein, wie kann er mir verweigern, mit meinem Eigentum zu machen, was ich Lust habe?“

„Ja,“ antwortete der Geiragte, „die Sache ist sehr böse, der Mann hat vollkommen recht.“

„Was?“

„Ich will dir mal was sagen, meine liebe Excellenz. Du hast einen großen Fehler begangen. Nach dem Kunstschutzesgesetz vom 9. Januar 1907 ist der Mann im Recht. Es besteht leider in weiten Kreisen, zu denen du und sogar viele Juristen gehören, noch eine gewisse Unklarheit über die Bestimmungen des Gesetzes. Es kommt nämlich darnach nicht die Erlaubnis des Abgebildeten in Frage, diese erhebt auch nicht die Genehmigung des Photographen. In wiederholt ergangenen Entscheidungen ist der Grundsatz ange stellt worden, daß der Urheber, der das Werk geschaffen hat, in diesem Falle also der Photograph, ausschließlich die Verfügung hat, das Werk zu vervielfältigen und gewerbsmäßig zu verbreiten. Hier stellt sich nämlich das Kunstschutzesgesetz in bewusstem Gegensatz zu dem alten Gesetz, da an die Stelle des Rechts des Bestellers das Recht des Urhebers getreten ist. Die Ausnahmebestimmung in § 18,2 gestattet dem Besteller wohl, das von ihm bestellte Bild zu vervielfältigen oder — was selbstverständlich ist — durch einen Dritten vervielfältigen zu lassen, dagegen verbleiben dem Photographen alle anderen Rechte aus § 15, und dazu gehört vor allen Dingen die gewerbsmäßige Verbreitung.“

„Die liegt ja aber gar nicht vor, denn ich habe das Bild ja nur einer Zeitschrift, und dieser auch ohne Bezahlung, überlassen,“ warf jener ein.

„Dorüber liegt gar kein Zweifel vor. Die Frage, wann gewerbsmäßige Verbreitung vorliegt, ist nach der Version dessen zu beurteilen, der den Akt der Verbreitung vornimmt. Wenn eine Zeitschrift das Bild eines Dritten mit dessen Erlaubnis bringt, so wird regelmäßig die Verbreitung als eine gewerbsmäßige anzusehen sein, da sie ja meist in vielen Tausenden von Exemplaren erfolgt.“

„Nun beantworte mir doch einmal die Frage: Wie kann man sich denn nun vor solchen Unannehmlichkeiten schützen?“

„Oern, die Sache ist nämlich sehr einfach. Wenn du wieder einmal zu einem Photographen gehst, so brauchst du nur vor der Aufnahme diesem zu sagen, und darauf wird vorher jeder Photograph eingehen, um sich ein Geschäft nicht entgehen zu lassen, daß du das Urheberrecht wünschst u b e r t r a g e n zu erhalten. Ich bitte dich aber, genau zu beachten, du mußt das Wort „übertragen“ gebrauchen, und nicht etwa es dir nur vorbehalten usw. Auch mußt du diese Abmachung jedesmal ausdrücklich wiederholen. Jedenfalls erwirbst du mit der Bezahlung des Bildes allein nicht das Urheberrecht. Hast du dir dieses aber übertragen lassen, so hast du das Recht, mit dem Bilde zu machen, was du willst, und kannst es auch an so viele Zeitungen geben, wie es dir beliebt, ohne daß du den Photographen zu fragen brauchst oder er ein Recht hat, irgendwie einzugreifen. Aber gefälligt darauf achten: vor der Aufnahme und nicht nachher, denn dann wird der Photograph, der sein Recht natürlich genau kennt, nur in den seltensten Fällen dafür zu haben sein.“

Der Oberpräsident erhob sich.

„Ich danke dir für deine Aufklärungen und werde sie in Zukunft genau befolgen.“

„Das wird zu deinem Vorteil sein, aber nicht vergessen, vorher und die Uebertragung.“

„Adieu.“

Die alte Porzellanuhr.

Von Otto Neurath.

Der kleine Fritz machte nie die alte Porzellanuhr leiden, die unter einer einfachen Glasglocke auf der Kommode stand. Hing sie nun gar an zu schlagen, so weinte er und bat die Mutter, die Uhr doch ja nicht mehr aufzuziehen.

„Sie rasselt ganz abscheulich,“ sagte er immer, „und die Bilder sind gar nicht mehr schön.“

Als er nun eines Tages allein zu Hause war und die Uhr zum Schlagen ansetzte, lief er rasch hin und gab ihr einen Stoß, daß sie stehen blieb. Dann setzte er sich zufrieden an seinen Tisch, spielte mit seinen Soldaten und Pferden und schlief schließlich über all den bunten Herrlichkeiten ein.

Als nun in allen Häusern die Lichter aufsamnten, und der Mond am Himmel dahinzog, lag in Frischens Zimmer, das nur vom Mondlicht erhellt war, ein munteres Treiben an.

Die Bleisoldaten stimmten ihre Instrumente, die Soldaten übten Parademarsch und bunte Figuren sprangen mit frohem Lachen aus den Bilderbüchern. Alles lief und tollte durcheinander. Nur die alte Uhr stand traurig auf ihrem Plage. Ein halbblinder Spiegel wandte sich teilnahmsvoll an sie und suchte sie zu erheitern, aber sie schaute ihn gramvoll an.

„Lange, lange Jahre habe ich treu meine Pflicht getan, und nun wo ich alt und schwach bin, mag man mich nicht mehr hören. Du bist dem schuld, daß ich nicht mehr ganz bei Stimme bin und meine Bilder verblaßten.“

„Kein, liebe Alte, dafür kannst du sicher nichts,“ erwiderte der Spiegel. „Ich konnte auch gar nicht sagen, daß du häßlich wärst. Du bist freilich etwas mitgenommen, aber für dein Alter noch ganz annehmbar.“

„Und das will schon etwas heißen, wenn man soviel erlebt und gesehen hat wie ich.“

Ertaunt wandte sich Frischens an die Uhr:

„Ja, kannst du denn auch fühlen und leben wie wir Menschen? Du hast doch gar kein Herz!“

„Ein Herz habe ich freilich nicht, aber eine Feder und die ist für Wärme und Liebe genau so empfänglich wie dein Herz. Ich könnte dir gar manches erzählen, aber du wirst mich ja doch nicht anhören.“

„Doch, ich will ganz ruhig sein,“ sagte er eifrig, „und dich gar nicht unterbrechen.“

„Gut, so sollst du meine Geschichten hören. Ich bin schon sehr alt, so alt, daß meine Feder gar nicht mehr recht fort wollen. Das war aber nicht immer so. Als mich deine Großmutter, die jetzt schon lange tot ist, kaufte, war ich ganz neu und glänzend. Die Bilder waren gerade gemalt, und auch die Deckzeitlofen, die mich jetzt in blaffen Ranken umschlingen, waren noch frisch und rot. Meine Feder war jung und kräftig, und jedermann rühmte meine Pünktlichkeit.“

Gott, war das eine Freude, als ich zu Hause auf dem Tische stand und zum erstenmale mit vollem Tone schlug. Deine Großeltern, die sich das Geld für mich am Munde abgepaart hatten, hielten sich engumschlungen und schauten mich glücklich an. Jeden Abend wurde die Schutzlocke vorsichtig von mir abgenommen und meine Werke aufgelesen. So lief ich immer fröhlich weiter. Und ich durfte auch fröhlich sein, denn damals war's gar zu schön. Am Tage über sah ich ja nicht allzuviel, aber desto mehr am Abend. Dein Großmütterchen saß neben mir am warmen Ofen und dein Großvater ging im Zimmer auf und ab und sang so schön, daß selbst der Kanarienvogel, der mich am Tage mit seinen lustigen Liedern unterhielt, ganz still im Käfig saß und auf jeden Ton lauschte.

Als dann dein Vater auf die Welt kam, kannte das Glück keine Grenzen mehr. — Ich sah ihn schon, wie er noch ganz klein in der Wiege lag und schrie, daß mir die Feder summt. Später hatte ihn dein Großmütterchen oft auf dem Schoße und lehrte ihn auf mein Gehen hören.

So ging die Zeit hin und ich ging in stets gleichem Gange mit. Alles konnte sich auf mich verlassen. Dein Großvater kam stets pünktlich zum Dienst, dein Vater nie zu spät zur Schule, und wenn sie nach Hause kamen, stand das Essen schon auf dem Tisch, denn deine Großmutter richtete sich auch stets nach mir.

Dein Vater kam schließlich aus der Schule, wurde älter und älter, und was denkst du, was eines Tages geschah?“

„Frischen schante die Uhr fragend an.
„Er brachte eine Braut mit,“ sagte die Uhr lachend. „Die beiden hättest du sehen sollen. Waren die verliebt! Aber sie waren mir anfänglich gar nicht gut, denn ich lief ihnen zu rasch. Als sie aber verheiratet waren, kamen sie noch oft und saßen auch mich ganz freundlich an. Sie hatten mich in den schönen Stunden doch ins Herz geschlossen.“

Auf einmal wurde es dann allerdings gar traurig bei uns. Dein Großvater wurde krank und mußte im Bette liegen. Der Arzt kam, untersuchte ihn und schüttelte bedenklich seinen weißen Kopf. Dann setzte er sich an den Tisch, schob die Brille auf die Stirne und schrieb auf einen Zettel.

„Holen Sie das in der Apotheke und machen Sie tüchtig kalte Umschläge,“ sagte er und ging leise aus dem Zimmer.

Was glaubst du, wie rasch dein Vater die Arznei besorgt hatte, und wie oft er die Treppe herauf- und hinunterlief, um frisches, kaltes Wasser zu holen, denn Eis war damals selten, da es im Sommer war.

Aber alles Arbeiten und Sorgen half nichts. Nach ein paar Tagen hatte er ausgeblutet. Als deine Großmutter sich weinend über ihn warf und dein Vater schluchzend vor dem Bette stand, sprang mir über all das Leid und die Tränen die Feder entgegen.

Später kam ich zu einem Uhrmacher, der mich wieder gefund machen sollte. Aber es gelang ihm nur halb. Meine Stimme wurde rau und hart. Deine Großmutter hatte mich aber trotzdem lieb; so lange sie lebte, durfte mich niemand anderes anrühren. In ihren einsamen Tagen sah sie nun gewöhnlich hinter ihren Blumen am Fenster und strickte. Dann ging sie einmal fort und kam nicht wieder. Sie war auch gestorben.

Von all den Sachen, die sie hatte, nahm dein Vater nur mich mit, denn auch er hat mich sehr gern. Nur du magst mich nicht leiden und das tut mir sehr weh.“

Frischen wollte ihr eben gerade antworten, als ihn die Mutter aufweckte. Ehe sie ihn etwas fragen konnte, eilte er zu der Uhr, ließ sie vorsichtig an und freute sich, als sie lustig weitertakte.

Er wollte sie gewiß nicht mehr schmühen.

Der mischtes.

* Der Trick des Juwelendiebes. M. Franchomme ist über Nacht in Paris berühmt geworden. Die Richter haben ihn zwar auf drei Jahre ins Gefängnis geschickt: aber was sind drei Jahre Gefängnis, wenn man 20 Jahre lang gewinnbringende Juwelenhändler genarrt hat und auf Grund dieses listigen Handwerkes ein üppiges und geradezu sorgloses Leben führen konnte. Verbrecher sind vor den Schwanken des Gerichtes gern großsprecherisch, aber M. Franchomme war nicht allzu anmaßend, als er sich im Pariser Gerichtshof mit vergnügten Augenwinkeln den „Champion der Diebe“ nannte. Daß 20 Jahre verstreichen

und die Zahl seiner Diebstähle auf 200 angewachsen mußten, ehe man diesem erfinderrischen Vagabunden auf die Spur kam, hat seine guten Gründe. Franchomme ist ein Kenner der Schattenseiten der menschlichen Seele und weiß, wie sehr Aussicht auf Geld und Verdienst verlockt. Und so maskierte er sich dann, wenn immer er auf Abenteuer ausging, als Polizeieinspektor, suchte sein Opfer, irgendeinen vermögenden Juwelenhändler, auf, klopfte ihm verkränlich auf die Schulter, zog ihn ein wenig beiseite und sagte mit verständnisvollem Augenwinkeln: „Schauen Sie her, Sie wissen, daß eine ganze Menge Menge Unpelen durch die Hände von Polizeibeamten gehen. Manche der kleinen bunten Steinchen bleiben dabei kleben. Wenn Ihnen daran liegt, könnten wir gemeinsam recht hübsche Geschäfte machen.“ Und dabei zog er aus seinen Taschen gestohlene Edelsteine, ließ sie funkeln und bot sie dem Händler zu einem Preise an, der mehr als billig war. Fast immer bissen die Juwelenhändler an, und das Geschäft wurde abgeschlossen. Allein wenn der vermeintliche Herr Polizeieinspektor gegangen war, mußten die Händler mit Schrecken bemerken, daß eine Anzahl besonders kostbarer Schmuckstücke mit ihm verschwunden war. Da aber die Herren Juweliere in der Angelegenheit kein reines Gewissen hatten, wagten sie es nicht, den Diebstahl anzugeben, und so konnte Franchomme zwei Jahrzehnte hindurch ungehindert sein Handwerk fortsetzen. Selbst als er jetzt vor Gericht enkarrirt wurde, wagten mir wenige der vorgeladenen 78 Zeugen auszusagen: die überwältigende Mehrzahl der Geschädigten zog es vor, hartnäckig zu behaupten, daß Franchomme sie keineswegs bestohlen habe. Und so erklärt es sich auch, daß dieser schlau „Champion der Diebe“ nur 3 Jahre Gefängnis erlitt.

* Schädigungen durch Licht. In der Deutschen militärärztlichen Zeitschrift bespricht Dr. Groß, Kiel, Blendungen durch natürliche und künstliche Lichtquellen, besonders eine Krankheit, bei der sich, meist erst sechs bis acht Stunden nach der Blendung, unter heftigen Augen- und Kopfschmerzen Entzündung der Bindehaut einstellt mit enormer Tränenabsonderung und dem Gefühl, als ob scharfkantige Fremdkörper zwischen Auge und Lidern hin- und herwollten. Es besteht hochgradige Painscheu. Die Leute machen einen schwerkranken Eindruck und sind gänzlich hilflos, aber nach zwei Wochen sind alle Erscheinungen verschwunden. Doch kommen auch Fälle vor, die mit Sehnervenentzündung und Erblindung ausgeben. Neben der akuten findet sich eine chronische Krankheit dieser Art infolge langer Einwirkung schädlicher Lichtstrahlen.

* Schwere Verantwortung. In Amerikanopolis sind endlich die Frauen als Geschworene zugelassen. „Mabel“ erzählt Gertrud aufgeregt, „ich bin als Geschworene ausgelost!“ „Denk dir, ich auch,“ sagt Mabel. Dann sehen sich die künftigen Richterinnen einen Augenblick ernst an. „Wir werden eine schwere Verantwortung zu tragen haben,“ meint schließlich Gertrud. „Ja,“ erklärt Mabel, „eine schwere Verantwortung. Was wirst du denn angehen?“

* Die armen Leute! „Weißt du,“ sagt der über Nacht zum Millionär gewordene Mr. Newrich mit einer Mischung von Behagen und herablassendem Mitleid, „mir scheint, daß unsere Nachbarn nebenan in traurigen Verhältnissen leben, sie sind sicher so arm wie Kirchenmäuse.“ „Warum glaubst du das?“ fragt Mrs. Newrich voll Interesse. „Ah, sie können sich nicht einmal ein mechanisches Klavier aufkaufen; die Tochter nimmt Klavierstunden und spielt mit den eigenen Händen.“

Silbenrätsel.

an, ci, der, du, dy, ec, il, ka, kn, lo, nach, ni, o, ta, tus.
Aus vorstehenden Silben und Buchstaben sollen fünf Wörter gebildet und derart untereinander gesetzt werden, daß die Anfangsbuchstaben von oben nach unten und die Endbuchstaben von unten nach oben gelesen, den Namen eines außereuropäischen Palenplatzes ergeben. Es bedeuten aber die einzelnen Wörter der Reihe nach folgendes:

1. Ausländischen Fiervogel.
2. Figur aus Schillers „Wallenstein“.
3. Stadt in der Rheinprovinz.
4. Slavischen Dichter.
5. Römischen Geschichtschreiber.

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung der Schach-Aufgabe in voriger Nummer:

	Weiß.	Schwarz.
1.	Db2-h8	Th6n.h8
2.	Ta6n.e6	Th8-h1†, d7n.e6
3.	Te6-e1, Lf7n.e6	Matt.
A. 1.	Le6n.f7
2.	Ta6-d6†	Th6n.d6, ob.c7n.d6
3.	Dh8-h1 od. -a8	Matt.
B. 1.	c7-o6
2.	Sg5n.e6	beliebig
3.	D od. S gibt	Matt.